

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 107 (1981)
Heft: 24

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

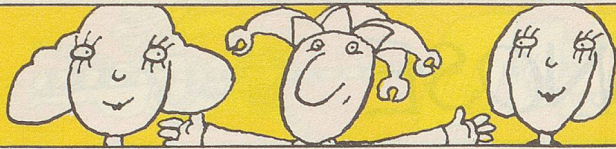
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ilse Frank

Gaby wartet im Park

Eines steht fest: Ledige Frauen wandeln auf Erden bereits in paradiesischen Gefilden. Die Beneidenswerten fühlen sich frei wie die Vögel, säen nicht, ernten nicht und nähren sich doch. Nicht redlich, sondern auf Kosten anderer – aber immerhin.

Auf Kosten anderer? Natürlich! Ledige leben schöner, besser und länger als ihre verheirateten Geschlechtsgenossinnen, tragen nichts – ausser Eigenverantwortung. Anstatt sich darüber zu freuen, sich mit dem egozentrischen Dasein zufriedenzugeben, stehlen sie ihren Schwestern zuerst die Show, dann Hab und Gut, das heisst, was ihnen Hab und Gut garantieren sollte: den Mann.

Auf ihn werfen die Ledigen lüsterne Blicke, gegen ihn wenden sie kokette Schritte, vor ihm breiten sie lockende Arme aus. Der Unschuldshammel weiss sich nicht zu wehren, nicht zu helfen, lässt sich willenlos einfangen, lispelt noch: «Halb zog sie ihn, halb sank er hin...» und geht unter in den Wellen ungesetzlicher Liebe.

O Jammer und Elend! Zu Hause waltet das treusorgende Weib, flickt Socken, bügelt Hemden, kocht Speisen für den Göttergatten, der jedoch nicht daran denkt, ins traute Heim einzu-

kehren, um die ihm dort erbrachten Dienstleistungen gebührend zu würdigen. Der Ehemann weilt weit weg, ruht im Schosse eines Ungeheuers, das ihm das Blut aus den Adern, den Anstand aus dem Herzen und das Geld aus dem Portemonnaie saugt.

Wohlig-satt geniesst die Ledige anschliessend das neuerliche Alleinsein, sammelt Kräfte für den nächsten Besuch des Heroen, den sie zu ihrem Erosritter geschlagen hat, tut nichts als dierüstet, vervollkommenet, veredelt sich, beziehungsweise ihren Körper, auf dass sie von Mal zu Mal verführerischer, reizender erscheine, bis Papis zweiter Frühling braust und ihm die Fähigkeit verleiht, der Ungestümen zu geben, wonach zu verlangen ein Privileg der Jugend ist.

Papi tut, was er kann – und er kann es nicht schlecht. Selbstverständlich dank Mamis Einführungskünsten aus den ersten Ehejahren. Ihrer erinnert sich der familiär Entwöhnte, geistig Versteinerte zwar nicht. Wie sollte er auch, behext von einer, die alles fordert und nichts gibt?

Die Angetraute brütet dumpf, schreit laut, speit Gift und Galle, überschüttet den Gespons mit einer Mischung aus Argwohn, Angst, Eifersucht, Wut. Weist hin auf gewaltige Werke, auf tiefes Leid – und mutiert zur Poetin, deren blühende Phantasie ehemals jedes Romantikers blaue Blume zum Welken gebracht hätte.

Heutzutage welkt der Gatte, der nicht versteht, wie ihm geschieht – und zwar keineswegs auswärts, sondern im trauten Heim. Das ihm angedichtete Glück zu zwei'n findet nämlich gar nicht statt, doch dies kann er lange beteuern, beschwören, die «Betrogene» ist nicht auf der Brennsuppe dahergeschwommen, vielmehr kennt sie ihre Pappen-

heimer – besonders die dreimal verwünschten Schlangen, die am Wegesrand eines jeden noch so tugendhaften Adams lauern.

Die Ledige, die – Garten Eden hin oder her – nie verbotene Früchte genossen hat, sitzt im leeren Stübchen, lässt lähmende Wochenenden und Feiertage verstreichen, löscht ihren Sehnsuchtsbrand mit Kaffee und starrt in fremde Fenster, durch fremde Vorhänge, weil sie entbehrt, was anderen zur Selbstverständlichkeit geraten ist.

Hat sie aber, wider alle Vernunft und Vorhaltungen, tatsächlich einen verheirateten Freund, sitzt sie erst recht an lähmenden Wochenenden herum, weil der

Geliebte dann da glänzt, wo er hingehört: im Strahlenkreis der Seinen.

Die Ledige sucht Trost bei Radioklängen, erhascht den neuesten Jürgens-Schlager, vernimmt, dass Gaby vergeblich im Park wartet, weil ihr Traumpartner zum Zeitpunkt des vereinbarten Rendezvous seiner Frau reuevoll übers Haar streicht.

O Freude und Wonne! Abends um sieben ist die Welt wieder in Ordnung, die rechtens Vermählten zerquetschen Tränen der Rührung – während die Ledige, Gabys Wahlverwandte, Trauer in ein Taschentuch schneuzt.

So schön ist's für sie bereits hienieden.



«Augias! Augias! Komm doch mal her!»

Klimaballungen

Sybille, die Tochter meiner Freunde in der DDR, musste als Studentin eine zehnmonatige Gefängnisstrafe verbüssen. Daher dauerte es lange, bis sie ihre Examen machen durfte. Heute ist sie Assistentin eines Naturwissenschaftlers.

«Du musst doch über das Klima Bescheid wissen», sprach ich sie seinerzeit bei einem Besuch an. «Die Aktivitäten der verschiedenen Länder im All machen mir

Angst. Könnten sie nicht unsere Atmosphäre zerstören?»

«Zerstören wohl nicht», erwiderte Sybille, «aber stören. Die Vorgänge sind ziemlich kompliziert. Du musst dir das Gasgemisch, das wir Atemluft nennen, wie einen riesigen Eimer voller Milch vorstellen. Verfärbt man ungeschickt damit, beginnt die Milch zu klumpen. Uebertragen auf die Atmosphäre, heisst das: die Luft bleibt nicht dünnflüssig. Kälte und Wärme verteilen sich nicht mehr leicht. Es gibt Klimaballungen.»

«Klimaballungen», wiederholte ich beunruhigt. «Tut man denn nichts dagegen?»

«Es heisst, in einigen Ländern stellten sie Forschungen an. Sie schicken Ballons in die Stratosphäre. Aber es müsste weltweit geschehen.» Sybille zuckte die Achseln. «Du weisst ja, wie lange es dauert, ehe die Herrschaften sich einigen. Denk an die Abrüstungskonferenzen!»

«Hm... Hoffentlich treten die Störungen wenigstens erst in ferner Zukunft auf!»

«Kaum. Unsere Wissenschaft-

ler rechnen mit fünfzehn bis fünfundzwanzig Jahren – dann wird man die Ballungen allgemein merken. Und die Russen sind gute Naturwissenschaftler. Mir kannst du das glauben.» Sie grinste. «Ich bin bestimmt keine Freundin der Kommunisten.»

Als wir letzten Winter auf der Weissfluh herumkletterten und in der dünnen Höhenluft japsten, empfand ich wieder einmal, wie schmal unsere Atmosphäre ist. Und ich erinnerte mich an meine Begegnung mit Sybille. Zwar verstehe ich nichts von moderner

Naturforschung, aber ich habe ein gutes Gedächtnis für Daten. Das Klimagespräch in der DDR liegt 21 Jahre zurück.

Immalotte Masson

Leistungsdruck

Die Leistungsgesellschaft ist heute verpönt. Wer auf Leistung beharrt, wird fast als Menschen-schinder betrachtet, besonders von jungen Menschen.

Während meiner Schulzeit wurden jene gelobt, die am raschesten im Kopf rechneten, die den besten Aufsatz ablieferten. Dass nicht ich am sichersten und schnellsten mit Zahlen umzugehen wusste, sondern so ziemlich am Schwanz der Rechner war, stellte ich zwar mit Betrübnis fest, aber ich fand die Übungen selbst durchaus in Ordnung.

Das «Wettlaufen» in den verschiedenen Fächern weckte die Schüler und spornte sie zum Denken an. Ich glaube nicht, dass es der Leistungsgesellschaft bedurfte, um Kinder zum Wetschwimmen und -klettern zu bringen. Das Sich-messen-Wollen mit andern scheint angeboren zu sein. Diesen Instinkt zu unterdrücken, kann nicht sinnvoll sein.

Dagegen ist es die Aufgabe der Erzieher, immer wieder die menschlichen Werte zu erwähnen und die Hilfsbereitschaft unter den Jungen zu fördern, damit Sein und Leistung nicht verwechselt werden.

Ein gewisser Leistungsdruck in der Schule (und später im Leben) ist unvermeidlich. Zu Bequemlichkeit neigen die meisten Menschen. Wer von uns hat in der Schule in allen Fächern mehr getan, als er gerade musste?

Gestern habe ich beim Schuhmacher die geflickten Sandaletten abgeholt. Ich erwartete in der versprochenen Frist einwandfreie Arbeit und bezahlte den Fachmann entsprechend. Bekomme ich eines Tages eine Blinddarmentzündung, werde ich mich von einem Chirurgen operieren lassen, dessen Können mir Vertrauen einflösst. Nicht einmal im Restaurant ist es mir egal, ob der Koch sein Metier versteht oder ob er mit dem Kochlöffel pfuscht.

Wir sind alle auf Leistung angewiesen.

Isabella

Einfach freundlich

Ein Multiple-Sklerose-Patient antwortete auf eine Reporterfrage, wie er sich Nichtbehinderten gegenüber verhalte, folgendes:

«Als Einstieg bin ich einfach immer freundlich zu den Leuten und nehme jede angebotene Hilfe an. Auch dann, wenn ihr

Verhalten mich böse oder traurig gemacht hat. Es hat keinen Sinn, meine Launen an ihnen auszulassen, weil sie ja nichts dafür können, dass ich behindert bin. Indem ich aber freundlich bin, gebe ich ihnen Zeit, sich vom ersten Schrecken zu erholen. Erst dann können sie nämlich normal mit mir Kontakt aufnehmen.»

Ein paar Fragen zu dieser Antwort eines Multiple-Sklerose-Kranken: Könnte man die genannte Verhaltensregel nicht allen Menschen empfehlen, auch den Gesunden?

Vor allem den Jungen? – Aber auch den Alten, die oft unfreundlich, mürrisch und verbittert sind. Nicht einmal danken, wenn man ihnen einen Sitzplatz anbietet, weil sie glauben, ein selbstverständliches Recht darauf zu haben. Dabei gibt es jüngere Menschen, die an ihrem Arbeitsplatz den ganzen Tag stehen müssen, also auch ganz gerne einen Sitzplatz beanspruchen würden.

«Als Einstieg bin ich einfach immer freundlich.»

Ich habe mir diesen Satz an mein Kommissionenbrett geheftet. Das alte Sprichwort hat auch heute noch seine Gültigkeit: «Wie man in den Wald ruft, so tönt es zurück.» *Hedy Gerber-Schwarz*

Jazz- oder Katzenmusik?

Klassische, sogenannt klassische Musik gefiel mir schon als Kind. Aber auf Kammermusik war ich immer allergisch. In ein Konzert für Streicher, beispielsweise, hätten mich keine zehn Pferde gebracht.

«Kammermusik gefällt mir nicht!» Mit diesem Ausspruch habe ich gewisse Bekannte schockiert, nach dieser Erklärung schauten sich wichtige Persönlichkeiten unauffällig vielsagend an.

Einmal, als Schülerin, erhielt ich ein Freibillet für ein Konzert im Suvretta-House. Bei uns war ja meist nur im Sommer etwas los, und die Veranstaltung war erst noch für die Fremden gedacht. Ich sass also mit rotem Kopf im Suvretta, nachdem ich den ganzen Tag auf dem Feld gearbeitet hatte. Vegh-Quartett. Nachher grübelte ich, ob es mir nur gefallen habe, weil die Musiker so berühmt waren.

Später hatten wir Radio und Plattenspieler (heute sagt man dem Stereoanlage). Ich konnte mich langsam an Kammermusik gewöhnen, mit Betonung auf langsam. Kürzlich ist bei mir endlich der Groschen gefallen; ich habe die Erklärung gefunden: Maturitätsfeier, Schülerorchester. Ja, natürlich, so ein Schüler-

orchester gab es bei uns im Dorf auch, in der Privatschule. Jedes Jahr grosse Veranstaltung, mit Zuzüglern aus dem Dorf. Natürlich ging man hin, man hatte ja so wenig Gelegenheit, gute Musik zu hören! Kürzlich waren es bekannte Misstöne! Und wieder musste ich stillsitzen...

Die Zimmernachbarin meiner Tochter hatte sich in der hochmodernen Klinik ein amüsantes Spiel ausgedacht. Natürlich wollte jedermann den Spitalkomfort begutachten.

«Was, Radio hast du auch – mit Kopfhörern sogar!» Wenn der Besucher die Kopfhörer aufgestülpt hatte, schaltete das Mädchen im Bett heimlich und boshaft auf «klassische Musik». Alle Testpersonen rissen entsetzt die Kopfhörer herunter: «Huuu, Klassisch!»

Gibt es wohl viele Leute, die nie «klassisch» hören, ausser an Eröffnungs- und Maturafeiern, wo man leider nicht entsetzt die Kopfhörer vom Kopf reissen kann? Muss es denn immer ein Schülerorchester sein? Mit zwei schlechten Geigern, einem Cello, fünf Querflöten, zwei Klarinetten und zwei Waldhörnern? (Uebri-gens: auch auf Querflöten kann man unrein spielen!)

Mir wäre eine schlechte Jazzband lieber, eine laute. Nicht jeder befreit sich von schlechten Kindheitserinnerungen. *Dina*

Bänz

Bänz ist in seinem Leben zu kurz gekommen. Er hat den Verstand eines dreijährigen Kindes. Und doch muss es bei ihm irgendwo ein Verstehen, ein Begreifen, ein Sich-Freuen geben. Bänz hatte nämlich eine grosse Leidenschaft: die Kirchenglocken.

Bänz war unser Glöckner. In der Dorfkirche läutete er am Mittag, zum Feierabend und am Sonntag zum Gottesdienst. Gewissenhaft war er zur Stelle, sei es zu Hochzeiten oder Beerdigungen. Nie hat er ein Läuten versäumt. Bänz gehorchte offensichtlich einer inneren Uhr.

Eines Tages beschloss man, die alte Kirche zu renovieren. Das weissgetünchte Kirchenschiff war im Laufe der Jahre und Generationen grau und stockfleckig geworden, ein frischer Farb-anstrich war unumgänglich. Eine neue Heizung musste her, helleres Licht und eine Anlage für die Schwerhörigen.

Viel Arbeit für den Elektriker! Der Kassier, der die Zahlen schon im Kopfe wälzte, fragte an einer Kirchgemeindeversammlung, ob man nicht gleich das Kirchengeläute elektrifizieren solle, das ginge so nebenher, und später hätte man dann kein Flickwerk. Bänz lebe auch nicht ewig, und wenn man an den Aerger und die Mühe bei der letzten Sigrüstensuche denke – die Suche nach einem Glöckner wäre sicher noch schwieriger.

Diese Worte hatten viel für sich, und der Vorschlag wurde denn auch angenommen.

Bänz hatte man vergessen, man schob ihn auf die Seite, ersetzte seinen einzigen Lebensinhalt durch ein elektrisches Kirchengeläute.

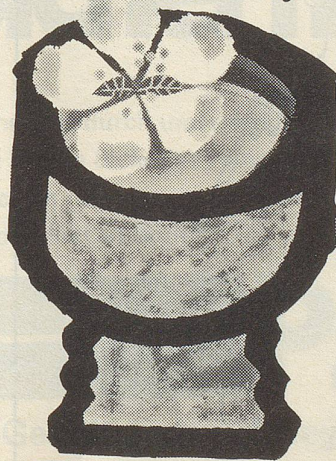
Es war ein kalter Vorfrühlingstag, als die mit Knopfdruck in Gang gesetzten Glocken das erstemal läuteten. An den Weg-rändern lagen noch Reste schmutzigen Schnees. Doch die zarten Frühlingsblumen liessen hoffen.

Betroffen hielten die Predigtbesucher vor der Kirche inne: Bänz, der die Tür zum Glockenturm verschlossen gefunden hatte, stand mit seinen schmutzigen Stiefeln mitten in einer Blumen-rabatte. Achtlos zerdrückte er die gelben Winterlinge und die violetten Krokusse. Mit blutunterlaufenen Augen starrte er zum Turm hinauf, fassungslos, dass die Glocken ohne sein Zutun läuteten. Er hatte Schaum vor dem Mund und schüttelte in masslosem Zorn seine Fäuste.

Die Leute vor der Kirche zuckten die Achseln: «Armer Bänz, er ist halt nicht normal», und gingen in die Kirche.

Bänz blieb draussen. *Ursi*

*Fabelhaft ist
Apfelsaft*



ova **Urtrüeb**
bsunders guet